

## GLEICHNISSE IM OSSIAN UND PARZIVAL.\*)

## OSSIAN.

In dem Ossian ist zweierlei zu erkennen, entgegengesetztes (insofern überhaupt eins ohne das andere sein kann), was sonst durch die Zeit weit getrennt erscheint: eine Dichtung in der Fabel und in dem Gemüth. Es ist gar kein Zweifel, dass es alte Heldensagen sind, lebendig unter dem Volk erwachsen: die Gewalt und das Weltergreifende, das ihnen stets eigen, lässt sich wohl erkennen; dennoch ist es, als wären diese Sagen der Betrachtung eines einzelnen übergeben worden. Wie nun alles, was aus dem Bewegenden des Lebens zurücktritt und bloss vor der einsamen Beschauung steht, seine feste[n] Umrisse verliert und anfängt in Farben mannichfach zu luxuriren, so hat auch die alte Fabel ihr Zusammenhalten und ihre Macht hier aufgegeben, man kann nicht sagen ganz, aber sie gefällt sich mehr, einzelne Momente darin aufzusuchen und dabei zu verweilen. Nicht in den Mittelpunkt der Sage laufen die Fäden zusammen, sondern in die Brust des Dichters, aus dieser ist die Dichtung gesponnen, sie verhält sich zu dem reinen Epos wie der Traum zu dem Leben des Tags. Nur so weit wird der Geschichte gedacht, als nöthig ist die einzelnen Situationen daraus zu verstehen: wie flüchtig eilt der Dichter in Calhon und Culwala an der Fabel vorbei, nur in wenig Worten redet er davon.<sup>1)</sup> Es sind andere Forderungen anderer Zeit, man nennt den Ossian darum lyrisch, nicht ganz recht, denn die Stimmung ist auch wieder von der lyrischen verschieden. In Finjal ist die Fabel gänzlich unbedeutend: Cuchullin, Cormacs Vormund, wird von Suaran bedroht, Finjal kommt ihm zu Hilfe und schlägt und sendet fort den Feind, der Cuchullin schon besiegt hatte; dagegen sind die einzelnen Situationen der Helden, der einsame, über sein Unglück erhaben traurige Cuchullin, Finjal, der seinen

\*) [Bisher ungedruckt. Die Abfassungszeit ist unbekannt. Vgl. die Anm. am Schluss.]

<sup>1)</sup> V. 42 ff. (III S. 381).

Feind zum Mahl der Muscheln einlädt und dem Besiegten geliebter Erinnerungen wegen vergiebt, herrlich; ebenso sind die von den Barden besungenen einzelnen Sagen recht wunderbar schön: unglückliche Liebende werden verherrlicht, die der Tod trennte und meist wieder vereinigte. Man kann in ihnen den Grund der Volkslieder noch sehr klar erkennen, am schönsten ist das Lied von Comal und Galwin im dritten Gesang. Auch in Timora, dem anderen grösseren Gedicht, ist dasselbe Verhältnis, ein loser Zusammenhang im Ganzen, aber eine reiche Dichtung im Einzelnen; der sechste Gesang ist der schönste in einfacher Erzählung wie in der Darstellung. Im vierten<sup>1)</sup> kommt ein Bild vor von so heimlicher Anmuth, dass sich kaum etwas Zärteres erdenken lässt: Sulwalla schläft ein am schilfigen Rande des Baches, von ihrem Haupt fällt der Helm, in ferner Heimath ist ihr Traum, dort glänzt Morgenroth auf den Gefilden, dort zieht die Jagd, dort wandelt auf den Höhen ihr Geliebter, und jungfräulich wendet sie den Blick von ihm: sie weiss es nicht, dass er nah über ihr weint und zum verderblichen Kampf fortgeeilt, eh sie erwacht; doch ihre Seele hat ihn empfunden. Die Lieder von Selma zeigen eine lind trauernde Seele und sind eigenthümlich erwärmt und ansprechend, doch die Klage allein verknüpft das Einzelne. In Carhon nur ist noch Gleichmass zwischen Fabel und Darstellung, und dies kleine Lied darum das vollkommenste zu nennen; darnach folgt Oihonna und Cahlin von Clua.

Wie die Fabel im Ganzen, so haben die Charaktere der Helden ihren scharfen und individuellen Umriss verloren, es ist in allen eine schwermüthige, erhabene, fast überirdische Gesinnung, durch Grade darin unterscheiden sie sich, nur die eigenthümliche Trauer, einmal unterlegen zu haben, wirft auf Cuchullin ein eigen gefärbtes Licht. Gut und böse allein ist in den Helden entgegengesetzt, dunkel, finster blickend sind die Bösen, rothhaarig wie Dunromma in Oihonna<sup>2)</sup> und Carbre in Timora<sup>3)</sup>. Finjal aber ist der Mittelpunkt, um den sich alles

<sup>1)</sup> V. 370 ff.

<sup>2)</sup> V. 153.

<sup>3)</sup> I, 137. 176.

Grosse sammelt: umgeben von seinem Sohne, dem die weltlichen Augen zufielen, weil die geistigen ihm aufgiengen, dem Fürsten des Gesanges;<sup>1)</sup> von seinen muthigen Söhnen und Enkeln, umschwebt von den Schemen, die auf den Wolken herbeigeführt zu ihm herniederschauen, mit einem Schwert, dessen erster Hieb tödtet<sup>2)</sup>, mit einem Speer, an dessen Spitze das Blut Tausender wallt<sup>3)</sup> (wenn er die Hand ausstreckt darnach, nahen sich tausend Schemen, sie sehen den Tod des Volks voraus<sup>4)</sup>: so siegreich in allen Kämpfen, steht er überirdisch da wie ein Geist<sup>5)</sup>, wie die Flamme des Todes, die die Beherrscher der Welt schreckt<sup>6)</sup>; ja den feindlichen Gott selbst haut er durch, dass er wie Rauch zusammenstürzt und sich fürchtet vor ihm<sup>7)</sup>.

In diesem Helden, wiewgleich göttlich im Kampf, doch mild im Frieden<sup>8)</sup>, ist die höchste Blüthe des Lebens entfaltet, die mit ihm abstirbt, und hierin gleicht der Ossian wieder allem Epos, das stets in solchem Ausgang erhaben tragisch ist. Er, dessen eigene Thaten vor seinem Feuergeiste hinschwinden, wie Nebelwolken zerfliessen, wenn strahlend die Sonne emporsteigt<sup>9)</sup>, er fühlt den Untergang seines Geschlechts, seine Söhne fallen und sein Enkel, der jugendliche Oscar: „ich sehe deine Stürm', o Morwehn, die meine Hall' einst niederschmettern, wann in Schlachten gefallen mein Stamm<sup>10)</sup>!“ und „nach und nach fällt hin mein Stamm, dem Ziel naht Finjals Geschlecht<sup>11)</sup>!“ ruft er aus. Nur der Gesang überlebt die Helden, so lang er vermag: „vergleichbar ist meine Stimme dem letzten Gesäusel des Winds, wenn sein Hauch schwebt aus dem Wald“, spricht

1) Timora I, 35.

2) Timora I, 71. Carrighura 428.

3) Timora I, 65.

4) Dschärdul 243.

5) Timora VI, 275.

6) Carhon 486.

7) Carrighura 255. 299. 660.

8) Carrighura 475.

9) Sulwalla von Lumon 61.

10) Dschärdul 125.

11) Timora I, 343.

der hinsterbende Ossian<sup>1)</sup>. Die Söhne des schwachen Geschlechts bewohnten die Hallen der Väter, der Helden nicht einer war übrig als Ossian, er der letzte Laut der Stimme Conas<sup>2)</sup>.

Der Geist des Lieds zeigt sich auch im Gleichnis, fast immer ist das Allgemeine im Besondern dargestellt, eine Neigung der einsam betrachtenden Seele, die durch die ganze Natur sich ausbreitet, während das reine Epos, der Inbegriff des ganzen Lebens eines Volks, durchaus in seinen Bildern das Allgemeine im Besondern zeigt. Die Bilder sind gar nicht mannigfach, die Kämpfe werden meist durch zwei Donner, die auf Bergeshöhen gegenüber gestanden, oder durch zwei gegen einander brausende Ströme verglichen, allein sie sind in demselben Farbenton unendlich verschieden und eigenthümlich lebendig, oft von unbeschreiblicher Schönheit. Sie sind alle aus der umgebenden Natur genommen, die Seele, die sie gefunden, hat alle Geheimnisse derselben erforscht: was ein frischer Mensch, der durch die Wälder, Berge und Thäler hinzieht, gefühlt und gesehen, reicht dahin nicht, sein Weg führt ihn bald hindurch, zu den heimlichsten Gegenden führt keiner, die Thiere fliehen vor ihm. Vor diesem Geist aber sind sie nicht geflohen, er hat sie nicht erschreckt; mitten in der Einsamkeit hat er geruht, wie der erste Lichtstrahl durch das Laub gebrochen und jedes Blatt in grünen Flammen sich erhoben und den Thau glänzend von sich geschüttelt. Er hat gesehen, wie die Vögel erwachend ihr Haupt aufgerichtet und herabspringend zur Quelle sich gebadet und schauernd nach der Sonne sich umgesehen, wie die Rehlein, aufgestiegen vom Lager, an den grünen Hügeln gespielt. „Das Haupt des Birkhahns deckt der Flügel, die Hindin ruht beim Hirsch der Heide, sie werden erwachen beim Frühlicht und grasen am mosigen Strom<sup>3)</sup>.“ Dann ist die Sonne aufgezogen, jeder Baum hat nach seinem Leben in den Lüften sich bewegt, der blaue Himmel, die weissen

<sup>1)</sup> Barhonna 414.

<sup>2)</sup> Barhonna 114. 137.

<sup>3)</sup> Cuchullins Tod 26.

Wolken haben über dem Wald gestanden, und in jener tiefen Einsamkeit am hellen Mittag, die gleich der um Mitternacht kein Mensch ohne inneres Erschrecken empfindet, sind die Geister auf der Heide hingeschwebt. Sind alle Wunder des Tags vorübergegangen und die Schatten der Nacht haben die Erde verhüllt, hat er die Sterne betrachtet, die unergründliche Milde des Monds und den Schlaf alles Lebens, und das Brausen des ewig bewegten Meeres gehört. Solche tiefe Naturanschauung ist in allen Gleichnissen offenbart, sie sind nur leis angeknüpft an das, was sie bezeichnen sollen, und der Witz hat wenig Antheil an ihnen. Der Dichter vergisst bald, dass es Gleichnisse sind, ihn freut das eigenthümliche Leben dieser Bilder, es ist eine eigene Lust daran sichtbar, die alle andere Beziehungen vergisst, daher man sie als eigene kleine Gedichte betrachten kann. So, wenn er gedenkt, wie die Sage alter Zeit lieblich sei, vergleicht er sie mit einem stillen Morgenthau, der mild herniedersinkt, und nun fährt er weiter fort: wie er auf den Büschen und Hügeln des Rothwilds gelegen, wann die Sonne langsam steigt über die Stille der grauen Gebirg und kein Tosen trübt den See, der im Thale glänzt sanft und blau<sup>1)</sup>. Oder er sagt, sein Schmerz habe sich in Liedern ergossen am Wind, wie ein schattender Baum in wüster Berghöhen engem Thal höre sanft die Stimme des Frühlings umher; hier schliesst sich das Gleichnis, aber Ossian hält das Bild fest: von Blättern umrauschet das Haupt; dem sonnigen Strahl sie entfaltend schüttelt er einsam die zitternden Zweige, umsummt von der Biene des Bergs. Froh schaut sein Weben der Jäger von kahlen und dörrenden Höhn<sup>2)</sup>.

#### PARCIVAL.

Drei Bilder bleiben uns aus diesem grossen Gedicht hell vor Augen: Gawan, Parcival und der heilige Graal, die Säulen, auf welchen das reiche Gebäude ruht.

<sup>1)</sup> Finjal III, 3.

<sup>2)</sup> Timora III, 433. 492.

Am nächsten in weltlicher Lust steht uns Gawan, ritterlich wie kein anderer, bringt er für treue Freundschaft und zierliche Liebeshändel kämpfend sein Leben hin. Die Frauen sind ihm alsbald geneigt, wie sie ihn sehen, Obilot nimmt sich seiner schon an, als sie ihn, mit ihrer Schwester auf der Mauer stehend, in der Ferne erblickt; er wird bald ihr Ritter, dem sie zärtlich den linken Arm ihres Hemdes als Kleinod in den Kampf mitgiebt. Gawan heftet ihn auf seinen Schild und bringt ihn zerstoehen der Dame wieder, die ihn nun an dem blossen Arm trägt. Doch diese Liebe kann ihn nicht halten, so wenig als es die Gunstbezeugungen der schönen Antikonye vermögen, die doch eingeschlossen mit ihm in einen Thurm, die Schachfiguren, es sei König oder Roch, auf die Feinde geworfen, während das Schachbrett selber sein Schild war. Er begegnet der Orgeluse de Logroys, bezwungen von ihrem Stolz und ihrer spröden Schönheit folgt er ihren Befehlen und trägt Spott und Hohn von ihr, dass die Leute weinen, wie sie einen so werthen Ritter verderbe. Endlich aber, als er den gefährlichen Kranz von dem Baum geholt, den Gramoflanz hütete, da demüthigt sich ihr Stolz vor seinem Muth und sie wird sein eigen. Ja, die Umarmungen Gawans haben sie erweicht, dass sie der Rache gegen Gramoflanz, der ihr den geliebten Cidegast erschlagen, entsagt und in eine Sühnung willigt.

Ist Gawan so glücklich in allem Beginnen, so bleibt Parzival die Welt immer fremd. Aus dem Gegensatz zwischen beiden geht ein jeder recht hell hervor. Parzival ist wie ein Mensch, der einen grossen Schatz besitzt, den er nicht kennt, den er aber ahnt: immer werden seine Gedanken von dem andern dahin zurückgerufen, er sinnt darüber und wie halb träumend wandelt er fort, und seine Füsse stossen überall an. Er fühlt, er ist in Gottes Hand und zu Grossein berufen, fast unbewusst, führt ein reines Leben, und doch, als er zum Einsiedler kommt, weiss er nichts vom Gottesdienst: er trägt zwei grosse Sünden, weil er seinen Verwandten Ither im Kampf getödtet, und weil seine Mutter aus Herzeleid über ihn gestorben<sup>1)</sup>,

<sup>1)</sup> V. 14912. [499, 20.]

Wolken haben über dem Wald gestanden, und in jener tiefen Einsamkeit am hellen Mittag, die gleich der um Mitternacht kein Mensch ohne inneres Erschrecken empfindet, sind die Geister auf der Heide hingeschwebt. Sind alle Wunder des Tags vorübergegangen und die Schatten der Nacht haben die Erde verhüllt, hat er die Sterne betrachtet, die unergründliche Milde des Monds und den Schlaf alles Lebens, und das Brausen des ewig bewegten Meeres gehört. Solche tiefe Naturanschauung ist in allen Gleichnissen offenbart, sie sind nur leis angeknüpft an das, was sie bezeichnen sollen, und der Witz hat wenig Antheil an ihnen. Der Dichter vergisst bald, dass es Gleichnisse sind, ihn freut das eigenthümliche Leben dieser Bilder, es ist eine eigene Lust daran sichtbar, die alle andere Beziehungen vergisst, daher man sie als eigene kleine Gedichte betrachten kann. So, wenn er gedenkt, wie die Sage alter Zeit lieblich sei, vergleicht er sie mit einem stillen Morgenthau, der mild herniedersinkt, und nun fährt er weiter fort: wie er auf den Büschen und Hügeln des Rothwilds gelegen, wann die Sonne langsam steigt über die Stille der grauen Gebirg und kein Tosen trübt den See, der im Thale glänzt sanft und blau<sup>1)</sup>. Oder er sagt, sein Schmerz habe sich in Liedern ergossen am Wind, wie ein schattender Baum in wüster Berghöhen engem Thal höre sanft die Stimme des Frühlings umher; hier schliesst sich das Gleichnis, aber Ossian hält das Bild fest: von Blättern umrauschet das Haupt; dem sonnigen Strahl sie entfaltend schüttelt er einsam die zitternden Zweige, umsummt von der Biene des Bergs. Froh schaut sein Weben der Jäger von kahlen und dörrenden Höhn<sup>2)</sup>.

#### PARCIVAL.

Drei Bilder bleiben uns aus diesem grossen Gedicht hell vor Augen: Gawan, Parcival und der heilige Graal, die Säulen, auf welchen das reiche Gebäude ruht.

<sup>1)</sup> Finjal III, 3.

<sup>2)</sup> Timora III, 433. 492.

Am nächsten in weltlicher Lust steht uns Gawan, ritterlich wie kein anderer, bringt er für treue Freundschaft und zierliche Liebeshändel kämpfend sein Leben hin. Die Frauen sind ihm alsbald geneigt, wie sie ihn sehen, Obilot nimmt sich seiner schon an, als sie ihn, mit ihrer Schwester auf der Mauer stehend, in der Ferne erblickt; er wird bald ihr Ritter, dem sie zärtlich den linken Ermel ihres Hemdes als Kleinod in den Kampf mitgiebt. Gawan heftet ihn auf seinen Schild und bringt ihn zerstoichen der Dame wieder, die ihn nun an dem blossen Arm trägt. Doch diese Liebe kann ihn nicht halten, so wenig als es die Gunstbezeugungen der schönen Antikonye vermögen, die doch eingeschlossen mit ihm in einen Thurm, die Schachfiguren, es sei König oder Roch, auf die Feinde geworfen, während das Schachbrett selber sein Schild war. Er begegnet der Orgeluse de Logroys, bezwungen von ihrem Stolz und ihrer spröden Schönheit folgt er ihren Befehlen und trägt Spott und Hohn von ihr, dass die Leute weinen, wie sie einen so werthen Ritter verderbe. Endlich aber, als er den gefährlichen Kranz von dem Baum geholt, den Gramoflanz hütete, da demüthigt sich ihr Stolz vor seinem Muth und sie wird sein eigen. Ja, die Umarmungen Gawans haben sie erweicht, dass sie der Rache gegen Gramoflanz, der ihr den geliebten Cidegast erschlagen, entsagt und in eine Sühnung willigt.

Ist Gawan so glücklich in allem Beginnen, so bleibt Parzival die Welt immer fremd. Aus dem Gegensatz zwischen beiden geht ein jeder recht hell hervor. Parzival ist wie ein Mensch, der einen grossen Schatz besitzt, den er nicht kennt, den er aber ahnt: immer werden seine Gedanken von dem andern dahin zurückgerufen, er sinnt darüber und wie halb träumend wandelt er fort, und seine Füsse stossen überall an. Er fühlt, er ist in Gottes Hand und zu Grosseem berufen, fast unbewusst, führt ein reines Leben, und doch, als er zum Einsiedler kommt, weiss er nichts vom Gottesdienst: er trägt zwei grosse Sünden, weil er seinen Verwandten Ither im Kampf getödtet, und weil seine Mutter aus Herzeleid über ihn gestorben<sup>1)</sup>,

<sup>1)</sup> V. 14912. [499, 20.]



aber er trägt sie in Unwissenheit und ohne Schuld. So ist ein beständiges Missverhältnis in seinem Handeln und in seinem Wollen: schon als Kind von Natur zu ritterlicher Übung getrieben, weint er über den Vogel, den er geschossen, weil er vorher ihm gesungen. Er ist dumm, nicht aus Armuth, sondern aus Reichthum, nicht wie die, welche den Himmel nicht sehen, sondern wie die, welche vor dem Licht der Sonne die Welt nicht recht sehen: das Weite ist ihm zu eng, das Breite zu schmal, alle Grüne däucht ihm fahl, sein rother Harnisch blank<sup>1)</sup>; in einem glänzend gerüsteten Knappen glaubt er Gott zu begegnen; nicht er kommt näher dem Thurm, sondern dieser wächst<sup>2)</sup>. Er versteht jede Unterweisung schlecht, und statt Geschick giebt sie ihm Unglück, weil er sie verkehrt anwendet, immer aber zeigt er sich herrlich treu und rein bei diesem Missgeschick: es sind die Schläge, die das reiche Goldgestein anbrechen. Als er auszieht, giebt ihm Herzeloide gute Lehren mit auf den Weg, sie machen ihn ungeschickt bei Jestute [Jeschute], der er Kuss, Ring und Fürspann nimmt, und die er dadurch ins Elend bringt. Die Mutter hat ihm Thorenkleider gemacht, damit er, verlacht, wieder heim kehre, die will er, treu ihrem Willen, nicht ablegen. Gurnemanz giebt ihm die Lehre der Ritterschaft, er gedenkt sie zu befolgen und stiftet dem Anfortas, indem er bei allen Wundern, die an seinen Augen vorübergehen, nicht fragt, unsägliches Leiden, sich selber wendet er nahes Glück ab. Doch wie er Jestute [Jeschute] wieder befreit, so kann ihn auch kein Missgeschick seiner Bestimmung entziehen: es ist in himmlischer Schrift geschrieben, dass er Herr des Graals werden soll.

Schön ist der Gegensatz zwischen Gawan und Parcival in der Liebe ausgedrückt, welcher Leichtsinn in jenem, welche lindenweisse Reinheit in diesem! Er vergisst es nie, dass Cuneware Schläge um ihn erduldet, weil sie ihm zugelächelt und rächt sie, Liaze pflegt ihn lieblich, aber er, der alle besiegt hat, schämt sich vor Frauen<sup>3)</sup>. Nur Conduiramur ist er er-

<sup>1)</sup> V. 5337. [179, 18.]

<sup>2)</sup> V. 4806. [161, 25.]

<sup>3)</sup> V. 20796. [696, 3.]

geben, sie kommt zu ihm in der Nacht, legt sich neben ihn, und er verspricht ihr, sie nicht zu berühren, und als sie ihm vermählt worden, lässt er sie noch drei Nächte eine Magd. Dann will er nicht für Orgeluse streiten, weil seine Frau schöner sei. Und wie ist diese Minne lebendig in seinem Herzen: ein ungewöhnlicher Schnee ist gefallen, ein Falk hat eine Gans gestossen, drei Tropfen Blut liegen auf dem weissen Grund, da hält Parcival still und versinnt sich seiner Liebe, zwei Tropfen Blut bedeuten seiner Fraue rothe Wangen, der dritte das Kinn. Nichts kann ihn von diesem Sinnen abwenden, bis Gawan ein Feiel auf das Blut wirft, oder, wie es noch schöner in einer anderen Recension heisst, bis die Sonne den Schnee weggeschmolzen. Auf derselben Stätte aber, wo über den drei Tropfen sein Herz in Liebe sich geregt, da findet er seine geliebte Conduiramur und die beiden Kinder, die sie ihm geboren, ruhend und schlafend in einem lichtsüssen Frühling wieder, gleichsam als sei in Blüthe ausgebrochen, was dort gesät war.

Steht Gawan nah vor uns in einem blumen- und quellenreichen Thal, Parcival höher auf Bergen, wo seltnere, aber auch köstlichere Pflanzen wachsen, vom Morgenroth beschienen, das dorthin nicht dringt, so ist der heil. Graal und sein Mysterium diese Morgensonne selbst, die lichtglänzend, geheimnisreich und wunderbar in das Gedicht hineinleuchtet. Zu ihr ist der Held gewendet wie jene Blume, die unwillkürlich ihr Haupt nach ihr dreht. Nicht so gegenwärtig wie im Titurell ist der Graal hier, mehr wie ein fernes Ziel erscheint er, doch sehen wir ihn einmal in überherrlicher Pracht hervorgetragen, Anfortas, den siechwunden, wie er zu einem frischen Jüngling genest; Trevrizent, der arm lebt, um Gott zu dienen. Auch Sigune erblicken wir, klagend um ihren geliebten Todten, eine Klage, wie sie tiefer, rührender, königlicher die Welt nicht vernommen.

Im Anfang waren diese Sagen einfach, in sich und ihrer Bedeutung reich, jedem klar und auch unergründlich. Hätte der Geist je ein Ziel erreicht, um dabei zu ruhen, so musste er hier stehen bleiben bei dem, was keines Zusatzes bedurfte, um besser zu werden und keiner Erklärung um deutlicher. Man kann den epischen Ursprung der Poesie einer Blume vergleichen,

die einfach, voll und recht ihre Blätter auswächst. Dann kommt eine Zeit, die sie gefüllt sehen möchte, aber oft wird dadurch die ursprüngliche Gestalt fast ganz zerstört, das gesetzliche Auswachsen des Einzelnen verhindert, und wen nur das ergötzt, was unmittelbar und in sich vollkommen lebt, der sucht nach jener ersten einfachen Form zurück. Die epische Dichtung ist überall ein klarer, stillfliessender Strom gewesen, in dem die Sonne sich gern beschaut, der vom Sturm bewegt, auch wohl grosse, brausende Wellen geschlagen, aber nie kunstreich aufgesprungen ist. Auch hier erscheint die Sage schon künstlich geleitet und auf mancherlei Weise verwickelt, wovon die Darstellung an verschiedenen Orten recht eigentlich gedrückt wird: es ist so vieles zu erklären und in Zusammenhang zu bringen, wovor die reinen Worte der Erzählung zurücktreten müssen. So geschlossen wie im Tristan ist das Ganze nicht und hinterlässt als solches keinen so befriedigenden Eindruck. Redet man dagegen von Einzelheiten, wo die schlichte Sage zum Wort kommt, so mag dies Gedicht sich gar wohl jenem gleichen, Vieles ist sehr gut, manches ungemein trefflich dargestellt, wie die einzelnen Abenteuer des Parcivals, vor allen wie er zum Anfortas gelangt und der Gral vor ihn getragen wird. In lieblicher Ausführlichkeit ist auch die Erzählung, wie Gawan nach dem Kampf mit den Ungeheuern von Marvale ermüdet niedergesunken ist. Eine Jungfrau sieht oben durch ein Fenster und ihr lichter Schein wird bleich, als sie ihn wie todt da liegen sieht. Zwei werden abgesendet zu sehen, ob er noch lebe, eine bindet ihm den Helm ab, ein kleiner Schaum liegt vor seinem rothen Mund, sie will warten, ob er noch athme, das liegt im Streit, sie reisst Haare aus ihrem Zobel und hält sie ihm vor die Nase, da regt sie der Athem. Dann muss die Gespielin schnell Wasser holen, sie schiebt ihr Fingerlein ihm zwischen die Zähne und giesst Wasser nach, sanft und immer mehr, doch nicht zu sehr, bis er die lichten Augen aufschwingt, den zwei süssen Kindern Dank sagt und Dienst entbietet.

Auch nicht so reich an Bildern ist der Parcival wie der Tristan, noch sind sie so ausgeführt und gleichsam in die Dichtung hineingeschmolzen wie dort. Zum Theil liegt dies in

dem Gegenstand selber, dessen eigene bildliche Bedeutung hier näher steht, als in jenem Liebesgedicht, ausserdem ist auch sonst Wolfram von Eschenbach nicht so freigebig mit Gleichnissen wie Gottfried, wiewohl die seinigen alle ein eigenthümliches Gepräg haben und oft kühn genug sind. Als Gawan die Orgeluse mit einem andern Ritter in der Zaubersäule sah, „da kam durch sein Herz enge die Herzogin, wie Nieswurz in der Nase herb und strenge ist“. Ebenso als Gawans Augen weinen müssen lernen, spricht er: „zu einer Zisterne hätten sie schlecht getaugt, denn sie hielten das Wasser nicht“. Diese Art Humor ist überhaupt dem Dichter eigen und bezeichnet wohl die Freiheit langer Übung der Kunst. Als in der Nacht die Jungfrau, den Schlaf sich abbrechend, zu Gawan gegangen und sich auf den Teppich vor das Bett gesetzt, spricht Wolfram: „die klare Jungfrau bei mir ich selten schau, dass mir Abends oder früh solche Aventure schleiche zu<sup>1)</sup>.“ Wie Faïrefiz die Urepanse küsst: „ihr Mund war eh so roth, der leidet von Küssen nun die Noth, dass er mich müht, und ist mir leid, dass ich nicht habe solche Arbeit<sup>2)</sup>.“ Der Löwe springt auf Gawan zu und droht ihn zu zerreißen: „wollte man ihn solcher Speise gewöhnen, dass er gute Leute ässe, ungerne ich bei ihm sässe<sup>3)</sup>“.

Wolfram hat aber in den gewagten Gleichnissen niemals die Grenze überschritten und man kann von keinem sagen, dass es abgeschmackt sei, vielmehr bewähren sie die Sicherheit und den festen Grund dieses reichbegabten Dichters.

<sup>1)</sup> V. 16544. [l. 16543 = 554, 3.]

<sup>2)</sup> V. 24023. [l. 24123 = 807, 5.]

<sup>3)</sup> V. 17087. [572, 8.]

[Diesen beiden Aufsätzen liegen noch vier Notizen bei: J. J. Breitingen, Abhandlung über Gleichnisse, herausgegeben von Bodmer. Zürich 1740. Bibl. Cass. Philol. 8° 32, ferner: ὁ λόγος τῆς ψυχῆς εἰδωλόν ἐστι und zwei Citate aus Goethes Farbenlehre mit den Bemerkungen: ad p. 11, zu p. 15. Sie gehören, wie es scheint, zu anderen nicht vorliegenden Theilen der gleichen Arbeit über Gleichnisse.

